



**Corona -
Geschichten
von Frauen & Queers**

Feministische Vernetzung in der LINKEN

**Corona -
Geschichten
von Frauen & Queers**

Feministische Vernetzung in der LINKEN

Inhalt

- 6** Vorwort
- 8** Meine Corona Krisen Geschichte | Babett Richter
- 14** Geschichten vom 17.4. | Anonym
- 16** Pottsteine | Nina Eumann
- 18** Traumatisiert durch die Krise | Anonym
- 24** Die nie endende Krise | Anonym
- 26** Vorwürfe und schlechtes Gewissen | Heide Hepach
- 30** Mein erster Friseur-Besuch | Annegret Gabelin
- 34** Schwangerschaft (Stille Geburt) | Anonym
- 38** Krisenzeit in einem systemrelevanten Bereich | Conny S K
- 40** Corona Geschichte – Zoom oder nicht Zoom | Nina Eumann

Impressum

Partei DIE LINKE
Bundesgeschäftsstelle

V.i.S.d. Presse- und des Telemediengesetzes: Bettina Gutperl
Kleine Alexanderstraße 28, 10178 Berlin

Buchgestaltung: Pia Chwalczyk
Cover: Pia Chwalczyk

Telefon: (030) 24 009 397
Telefax: (030) 24 009 310

bundesgeschaeftsstelle@die-linke.de

Liebe Frauen und Queers

Wir, eine Gruppe von Frauen und Queers aus der Partei haben uns zusammengetan, um unsere Partei und die Gesellschaft feministischer zu machen. Wir haben uns in Vorbereitung einer feministischen Intervention auf der LINKEn Strategiekonferenz im März 2020 gefunden, einen gemeinsamen Beitrag („Mehr Befreiung wagen“) geschrieben und uns mit unseren Vorschlägen in die Debatten eingebracht. Bei einem Treffen während der Strategiekonferenz haben wir beschlossen, uns in der Partei weiter zu vernetzen. Mittlerweile sind wir über hundert Frauen und Queers aus fast allen Landesverbänden.

Ein Thema, das uns alle in den letzten Monaten bewegt, ist die die Lage von Frauen und Queers in der Corona Krise. Aus Politik und Wirtschaft heißt es,

wir seien Held*innen, die das Gesundheitssystem, den Einzelhandel und unsere sozialen Beziehungen am Laufen halten. Andererseits scheint niemand von denen, die das sagen, unsere Forderungen ernst zu nehmen. Es scheint ihnen egal zu sein, dass wir es sind, die von dieser Krise am härtesten getroffen werden – jetzt, und wenn sich nichts ändert auch in den nächsten Jahren.

Warum kommen unsere Forderungen, Bedürfnisse und Wünsche in den Analysen, den Rettungspaketen, den Berichten und den Geschichten über Corona so selten vor? Seit Anbeginn der Zeit schreiben die Mächtigen die Geschichte. In den Geschichtsbüchern, die uns bereits in jungen Jahren vorgelesen werden, kommen Frauen und Queers kaum vor, ebenso wie die Arbeiter*innenklasse insgesamt kaum vorkommt. Damit soll Schluss sein! Wir wollen die Geschichtsschreibung dieser Krise nicht den mächtigen Männern überlassen.

Darum haben wir Geschichte(n) in Corona-Zeiten von unseren Genoss*innen gesammelt. Zusammengekommen sind Geschichten über das was wir Tag für Tag in diesen Zeiten erlebt haben – zu Hause, beim Einkaufen, beim Home Schooling, beim Spazieren, im Zusammenleben mit Kindern, mit Eltern, mit Freund*innen oder alleine. Geschichten von Einsamkeit und Überforderung, aber auch von neuen und schönen Erfahrungen. All dieses

Erlebte, ist es wert geschrieben und gehört zu werden! Nur wenn wir um uns und unsere Erfahrungen wissen, können wir die besten Entscheidungen für die Zukunft treffen.

Wir wollen, dass unsere Genoss*innen die Möglichkeit haben, unserer Erfahrungen und Geschichten mit der Corona-Krise zu lesen. Wir wollen, dass andere Frauen und Queers sich angesprochen fühlen, Kontakt zueinander aufnehmen – denn nur zusammen können wir etwas verändern. Wir wollen gemeinsam mit Genoss*innen aus den Geschichten lernen um Möglichkeiten zu erkennen, wie wir unsere Partei und die Gesellschaft verändern können. Welche Forderungen, Kampagnen; und welche Kultur und Ideen brauchen wir für eine feministische und sozialistische Partei der Zukunft? Darüber wollen wir mit euch anhand dieser kleinen Broschüre ins Gespräch und ins Handeln kommen. Fühlt euch herzlich eingeladen bei der Feministischen Vernetzung mitzudiskutieren und mitzumischen! Wenn ihr mehr Informationen zu uns und unserer Arbeit möchtet oder auf unseren Mailverteiler wollt, schreibt gerne eine Mail an unsere Mailadresse: linker.feminismus@die-linke.de

**Solidarische Grüße,
die Feministische Vernetzung in der LINKEN**

Meine Corona Krisen Geschichte

Babett Richter

Neulich träumte ich, dass ich in einem Trabi sitze, der das Lenkrad auf der rechten Seite hatte. Das verwunderte mich zwar, störte aber wenig, denn in diesem Trabi umarmte ich heimlich jemanden. Lange und innig. Kein Flirten. Kein Knutschen. Kein Ficken. Einfach nur umarmen. Aber heimlich. Corona und so.

So wenig mir zur Bedeutung des Rechtslenkertrabanten einfallen will, braucht man für die Interpretation der Umarmung nach fünf Wochen social distancing kein Diplom in Astrologie und/oder Traumhermeneutik. Selbst mir, den an physische Einsamkeit gewohnten Dauersingle, setzt die Isolation zu.

Vor dem Lockdown waren Begrüßungsumarmungen noch alltäglich und einmal wöchentlich durfte ich mich auf der Couch von Freunden einfinden, um da zumindest das Minimalmaß menschlicher Nähe erfahren zu können. Die restliche Zeit versuchte ich, die Stellen, die aus Versehen beim Auszahlen des Restgeldes beim Sternikauf oder beim Drängeln in der Bahn berührt wurden, möglichst lange warm zu halten. Ich kam also über die Runden.

Allerdings gibt man sich jetzt zur Begrüßung den Ellenbogen, auf der Couch kuscheln deren Besitzer nunmehr ohne mich und die Sternikauf- und Drängelstellen sind längst abgekühlt. Ich komm

also nicht mehr über die Runden und stelle fest, dass meine persönliche Inkubationszeit für sich in Träumen manifestierende Berührungsentzugerscheinungen also um und bei fünf Wochen liegt. Fünf Wochen, in denen man sich althergebrachte Begrüßungsrituale abgewöhnen musste. Fünf Wochen, in denen man die Wärme eines anderen Wesens vergessen konnte. Fünf Wochen, in denen der Mindestabstand anderthalb Meter betragen sollte. Fünf Wochen, in denen ich aber auch eine wunderbare körperliche Erfahrung machen durfte, von deren Existenz ich nichts ahnte: Mein Körper gehört nur mir. (Den letzten Satz bitte noch einmal langsam mit Emphase lesen und seine Bedeutung zartschmelzend auf der Zunge ruhen lassen.) Niemand kann meinen Körper berühren. Niemand kann seine Integrität angreifen. Die Würde meines Körpers ist unantastbar. Weniger Menschen auf der Straße bedeuten auch weniger Kommentare zu meinem Aussehen. Keine Bar- und Clubbesuche bedeuten auch kein unerwünschtes Betatschtwerden. Weniger öffentliches Kannenknallen bedeutet auch weniger öffentliche Wehrlosigkeit. Es hat eine Weile gedauert, aber ich merke, wie ich mich wieder in meinen Körper zurückfinde, ohne Blick von außen. Ohne das Gefühl auf der Hut sein

zu müssen. Ohne für irgendjemanden irgendwie auszusehen. Egal ob halbwegs seriös für den Job (Das Dopethrone-Shirt könnte vielleicht einen komischen Eindruck bei Kindern und Kolleg*innen hinterlassen.) oder aufgedonnert für die Party (Kelly Bundy ist und bleibt mein Style-Vorbild.) oder unauffällig für den Weg durch die nächtliche Stadt (Ein langer, weiter Herrenmantel mit breiten Schultern senkt die Wahrscheinlichkeit für widerwärtige Anmachen). Mein Körper gehört gerade wirklich nur mir und er ist tatsächlich nichts anderes als mein persönliches Vehikel, das mir vor allem Freude bereitet. Beim Schmecken, Reden, Riechen, Baden, Klagen, Strecken, Zappeln, Wackeln, Daddeln, Mukken, Kacken, Schreien, Sächseln, Lächeln, Lachen, Sachenmachen und was sonst noch so anfällt. Keiner kann meinen alten Gammelkörper, wie ich ihn seit Jahren liebevoll nenne, anfassen. Nein, nicht mal in seine Nähe darf man per Gesetz kommen. Klar, sollte mir sonst auch keiner zu nahe kommen, wenn ich das nicht wünsche. Aber wem machen wir hier etwas vor? Mein Körper ist weiblich, also ist er öffentliches Eigentum. Und alle jammern über die Gefangenschaft und das Fehlen der physischen Kontakte. Ich hingegen erlebe eine körperliche Befreiung, die ich mir nicht einmal in meinen wildesten Phantasien hätte

vorstellen können. Ich erlebe meine physische Existenz mit einer neuen Lust, die nur aus mir selbst erwächst und die nicht gelenkt wird von flirtenden oder anerkennenden Blicken, die nicht erstickt wird in lüsternem oder herabwürdigendem Gezeifer. Eingehüllt in diese unerhörte Erfahrung, wurde mir die Widerwärtigkeit des „normalen“ Zustandes vor Augen geführt, als ich vor ein paar Tagen, bei herrlichem Sonnenschein spazierend, das erste Mal seit fünf Wochen von vorbeifahrenden Männern kommentiert wurde. Endlich. Was hab ich es vermisst. Hier stellen sich mir zwei Fragen: Welchen Einfluss haben gutes Wetter und Geschwindigkeit der Fortbewegung auf die männliche Selbsteinschätzung bezüglich der Wichtigkeit ihrer Gedanken? (Das wäre mal eine Studie wert!) Und: Warum ist es nicht selbstverständlich, dass meine körperliche Integrität unveräußerlich ist? (Und wenn jetzt hier irgendjemand sagt, ich solle mich nicht so haben, kann die Person gleich ne Nummer ziehen, um an meiner Backpfeifentombola teilzunehmen – jedes Los ist ein Gewinn!) Alles in mir zog sich sofort wieder zusammen. Auf einmal spielte nicht mehr die Wärme der Sonne auf meinem Gesicht eine Rolle oder der Wind, der mir eine leichte Gänsehaut machte, oder das Bier, das so schön geprickelt hat in meinem Bauchnabel.

Nein. Das Gefühl ausgeliefert zu sein, mir selbst nicht zu gehören, bewertet worden zu sein, entwertet worden zu sein übertünchte plötzlich alles andere, das man wahrzunehmen imstande ist. Ein Gefühl, das ich in der Isolation schon fast vergessen hatte. Aber auf die geilen Typen da draußen ist Verlass. Die Weiber sollen sich ja auch nicht zu wohl fühlen, sonst lassen die sich noch gehen. Also schnell raus mit dem flotten Spruch. Scheiß egal, ob nett gemeint oder doch lieber niederträchtig. Ehrlich jetzt: Was wollte der Typ, der mir anerkennend hinterherpiff? Wer so schnell vorbeifährt, kann ja nicht erwarten, dass ich ihm einen blase. Glaubt er also, dass ich denke: „Oh mein Gott, das sind die Momente, für die ich lebe.“? Und was wollte der Typ, der mir eine schlechte Schulnote gab? Wer so schnell vorbeifährt, hatte es ja offensichtlich sehr eilig, meinem Anblick zu entkommen. Hofft er also, dass ich denke: „Endlich sagt's mir mal einer! Ich sollte mich schämen, dass ich meinen Tag mit Zigaretten statt Sport beginne.“? Nö, den Scheiß denke ich natürlich nicht. Aber es unterbricht meine Gedanken. Stellt die Bedürfnisse des Kommentators über meine. Es macht mich wütend in Momenten, in denen ich etwas Angenehmes fühlen könnte. Es gibt mir das Gefühl, beobachtet zu werden, wachsam sein zu müssen, zum

Gefallen anderer zu existieren.

Klar, dieser Sprechdurchfall hat mich schon vor dem Lockdown aufgeregt. Und dass mir das Altern echt geil reingeht, weil man als Frau* wirklich zunehmend unsichtbar und damit auch seltener eine Zielscheibe für männliche Aufmerksamkeit wird (Achtung: Ageismus!*), ist auch nichts Neues. Aber echt jetzt: ich war noch nie – noch NIE-HIE – so lange isoliert von diesem fucking rape culture bullshit, dass ich gar nicht wusste, wie viel Platz und Selbsterfüllung mich das sonst wirklich kostet. Ja, nichts unternehmen zu können nervt.

Ja, seinen Freund*innen nicht nah sein zu dürfen ist traurig.

Ja, Corona ist scheiße.

Punkt.

Aber scheiße ist auch, wenn die eigene Bewegungsfreiheit eingeschränkt ist, weil man sich nachts allein vielerorts nicht sicher fühlt oder weil man die Straßenseite wechseln muss, um entgegenkommenden Typen auszuweichen. Scheiße ist auch, an einem Bierbrauseminar, das man eigentlich mit einer Freundin besuchen wollte, nicht teilzunehmen, weil man keinen Bock darauf hat, sich den ganzen Nachmittag das prollige Gelaber von Junggesellenabschied feiernden Männern anhören zu müssen. Scheiße ist auch bei Familienfesten abzuwägen, ob man um des lieben Friedens willen

das sexistische Geschwätz der anwesenden älteren Herren so stehen lässt oder nicht. Scheiße ist auch, im Vorbeigehen gefragt zu werden, ob man Bock auf Blasen hat. Scheiße ist auch, sich jedes Mal rechtfertigen zu müssen, wenn man etwas nicht möchte oder sich anhören zu müssen, dass man sich nicht so anstellen sollte. Scheiße ist auch, gegen seinen Willen einen steifen Penis an seinem Schenkel oder noch ganz woanders gerieben zu bekommen. Und Scheiße ist auch, dass das nur ein kleiner Auszug aus meinem persönlichen Erlebniskatalog ist.

Nicht scheiße finde ich, dass ich wenigstens für ein paar Wochen erfahren durfte, wie sich das Leben und das eigene Erleben anfühlen können, wenn man diesen ganzen Situationen nicht ausgesetzt ist. Auch wenn das für manche ganz normal zu sein scheint, für mich ist das mindestens so ungewöhnlich wie ein Rechtslenkertrabant.

* Altersfeindlichkeit

Geschichte vom 17.4.

Anonym

Ich fühle mich merkwürdig. Darf ich das? Ich kann zuhause arbeiten und habe bis jetzt keinen großen finanziellen Schaden. Trotzdem ist mein Gefühl für die Zeit und den Sinn meiner Tage weg. Ist es Montag oder Donnerstag oder Sonntag? Immer schwerer fällt es mir diese Frage zu beantworten und immer öfter mache ich Yoga im Schlafanzug oder hänge noch um 16:00 Uhr ungeduscht rum. Raff dich auf! Tue was! - tönt es in mir, der Ruf zur Selbstdisziplin und Produktivität.

Ich habe keine Care-Verpflichtungen und keinen systemrelevanten Beruf - aber was heißt das schon genau? Ich betreue Webseiten von Einkaufszentren und informiere die Leute über die Öffnungszeiten der Apotheke oder des Schuhgeschäfts.

Im Kapitalismus sind auch Schuhgeschäfte systemrelevant, nicht? Alles was dem Konsum dient. Und der Normalität.

Ich verspüre eine innere aufgelöstheit, die ich gewillt bin zu verwerten, wie eine brave Bürgerin. Vielleicht ein Buch schreiben, einen Bestseller oder eine Verwandlung zu einem besseren Menschen durchmachen - ich sehe mich schon bei Ärzte ohne Grenzen anderen Menschen dienen hah. Oder eine tolle feministische Demo organisierend bäm. Derweilen verbringe ich meine Zeit turnend im Wohnzimmer, auf dem Balkon (voll das Privileg) oder in diversen Webinaren, wo es mir schwer fällt

verbindlich zu bleiben. Immer droht das Gefühl sich einfach beschallen lassen zu wollen, nichts tun, einfach abwarten bis es vorbei ist. Was genau? Corona, der Frühling, 2020, das Leben? Ich bin da, schwankend zwischen dem Sog der Passivität, des Verschwindens und dem Impuls JETZT SOFORT was zu tun. Ohnmacht. Bewusstsein, dass ich privilegiert bin. Traurigkeit. Sehnsucht.

Pottsteine

Nina Eumann

Beim Einkaufen für meine Mutter letzte Woche traf ich auf eine Verkäuferin, die ich schon sehr lange kenne. Sie räumte gerade Milch ein, ein gefragtes Produkt in Corona-Zeiten. Drei Liter durfte ich in den Einkaufswagen packen. Sie erzählte mir – mit 1,5 Metern Abstand – von ihrem jetzigen Leben: Sie hatte vor kurzem erst ihre Arbeitszeit reduziert und freute sich auf mehr freie Zeit. Jetzt wurde dies wieder zurückgenommen. Ihr Mann ist in Kurzarbeit und die Sorge um das Familieneinkommen ist groß. Dazu kommt die Sorge vor einer möglichen Ansteckung. Die Kinder, 13 und 15 Jahre alt, sind jetzt auch schon drei Wochen zu Hause. Sie sagte: „Langsam muss aber mal gut sein. Und wir haben ja noch Glück, ich kann hier einkaufen und nach der Arbeit unseren Eltern Lebensmittel bringen. Aber alles bleibt an mir hängen: der Haushalt, das Essenkochen, die Frage an die Kinder, ob sie ihre Hausaufgaben gemacht haben. Lange geht das nicht mehr gut.“

Meine Tochter ist 16 und geht fast jeden Tag joggen. Letzte Woche kam sie später als sonst wieder nach Hause. Sie sagte: Mom, (ja ich weiß, aber sie sagt Mom weil sie es cool findet), ich habe was erlebt. Ich fühle mich jetzt voll sozial und auch traurig. Sie erzählte, was sie erlebt hat: sie joggte wie immer in dem kleinen Wäldchen bei uns. An einer Brücke fand sie eine Menge dieser Pottsteine. Ihr kennt Pottsteine nicht? Das sind Steine, die daheim hübsch bemalt

werden, dann in der Landschaft wieder ausgesetzt werden, damit sie jemand findet und sich daran freut. Oft haben sie so Botschaften wie: Das Leben ist schön, lasst uns zusammenhalten, bleibt gesund usw. Sie können auch mitgenommen werden wenn man stattdessen daheim einen neuen Stein bemalt und ihn wieder dahin legt, wo man den anderen Stein gefunden hat. Jetzt kennt ihr sie, die Pottsteine. Meine Tochter joggte also und kam dann wieder an der Brücke mit den Pottsteinen an und erschrak ganz fürchterlich. Dort stand eine ältere Frau (dabei schaute sie mich an und sagte: also ein wenig älter als du es bist...), die schrie: „Ich will mein Leben zurück, wo ist mein Leben geblieben?“ Gleichzeitig hob sie eine Menge dieser Pottsteine auf, warf sie in den Bach, auf den Weg und in die Richtung des Weges, auf dem meine Tochter joggte. Meine Tochter beobachtete es, sie hatte ein wenig Angst, auf die Frau zuzugehen. Es sammelten sich anschließend einige Leute, die beruhigend auf die Frau einredeten, die dann aber schnell weg ging. Und dann haben alle Passantinnen und Passanten dafür gesorgt, dass die Pottsteine wieder dahin kommen, wo sie hingehören. Dabei erzählten alle, wie es ihnen geht und wie sie gerade zurechtkommen. Das war der Moment, in dem Nona sich voll sozial fühlte. Sie überlegt immer noch, ob man der Frau nicht helfen könnte, aber sie kennt sie nicht und hat sie auch nicht wieder gesehen.

Traumatisiert durch die Krise

Anonym

TRIGGERWARNUNG

Ich habe eine Posttraumatische Belastungsstörung. Genauer gesagt, ich leide bis heute an den Erinnerungen und Spätfolgen des sexuellen Missbrauchs als ich 13/14 Jahre alt war und anderen ähnlichen traumatischen Erfahrungen, die sich durch mein komplettes Leben ziehen.

Dieses Jahr sollte mein Jahr werden. Das erste seit 15 Jahren ohne große Scheiße, ohne kaum auszuhaltenden Schmerz. Die Renovierungsarbeiten in unserem Bad (waren notwendig, da mich Bädewannen an eine Vergewaltigung erinnern) waren abgeschlossen, eine Therapie (war) in Aussicht und ein wunderbares Jahr ohne Wahlkampf in Sicht. Unser Plan, so viel in den Urlaub fahren, wie der Geldbeutel hergibt. Mein Kalender 2020 war also voll mit großen und kleinen Reisen, bevor es überhaupt angefangen hatte. Denn Urlaub ist zu meiner Überlebensstrategie geworden, eine wichtige Therapie. Nichts tut meiner Seele besser, als andere Länder zu erkunden, in endlos weiten Landschaften zu wandern und einfach all die schrecklichen Dinge hinter mir zu lassen. Kein Briefkasten, kaum Trigger, jeden Tag ein anderes Ausflugsziel, das alle Sorgen vergessen lässt.

Seit Weihnachten hab ich also ungelogen jeden Tag an unserem Schottlandurlaub gefeilt, den wir für Mai gebucht hatten. Meinen 30. Geburtstag wollte

ich glücklich in Edinburgh feiern. Doch dann kam Corona...

Meine Traumaberatung (die ich zur Überbrückung habe, bis ich hoffentlich irgendwann einen Platz bei einer Traumatherapeutin bekomme) findet seit Wochen nur noch via Telefon statt. Es ist sicher besser als gar nichts, aber Gespräche über sehr emotionale Themen, ohne die Mimik des „gegenüber“ wahrzunehmen, ist sehr verunsichernd. Es läuft also eher auf oberflächliche Gespräche hinaus und es ist einfach nicht die Hilfe, die mir sonst so gut getan hat.

Die Termine mit meiner Sozialarbeiterin hingegen, finden nun meist während eines Spaziergangs statt. Mein Redebedarf ist groß, doch ein ruhiges Plätzchen in einer Stadt zu finden ist schwierig. Ich stehe also zwischen der Entscheidung, die Dinge, die ich mir von der Seele reden möchte, mit den Spaziergängern um mich rum zu teilen (denn leise Reden funktioniert mit 1,5m Abstand nicht) oder die Gedanken weiter meine Seele zerfressen zu lassen.

Ich habe mich für ersteres entschieden. Das über mich geurteilt wird, weil man nur Teile meiner Geschichte weiß, kenn ich ja schon. Also so what..

Es hat sich die letzten Wochen viel angestaut. Ich rede über die Grippe-Symptome, die mich seit Ende Februar begleiten.

Also seit 8 Wochen.

Über die verzweifelten Versuche einen Corona Test zu bekommen. Oder zumindest einen Arzttermin, bei dem ich nicht mit zig anderen Kranken in einem Wartezimmer sitzen muss (was mit PTBS sonst schon Horror ist. Aber ich bin auch nicht scharf darauf, mit angeschlagener Lunge Corona zu bekommen).

Ich erwähne die Darmspiegelung letzte Woche, die schlimme Erinnerungen hochgeholt hat.

Wie jeder Gang auf Toilette seit Wochen Flashbacks auslöst.

Und ich erzähle wie ich am Wochenende ins Krankenhaus musste. Eines von mehreren Erlebnisse, die in mir das Gefühl auslösten, ich könnte an dieser Corona-Krise sterben.

Nicht an Corona selbst, aber an den Abläufen im Krankenhaus, im Gesundheitssystem, das einfach nicht für Traumapatienten ausgelegt ist.

Ich hatte mittlerweile einen Hausarzttermin in einer Infektsprechstunde bekommen, Verdachtsdiagnose Interkostalneuralgie. Mir wurde Freitag kurz vor Mittag ein falsches Schmerzmittel verschrieben, das ich aufgrund einer Allergie nicht nehmen darf (steht auch eigentlich in meiner Akte).

Nach einer sehr schmerzhaften und schlaflosen Nacht, wurde ich vom med. Bereitschaftsdienst also ins Krankenhaus für ein alternatives Rezept geschickt.

Gleich am Eingang wurde mir mit bestimmten Ton erklärt, ich dürfe nur alleine rein. Mein Freund, meine emotionale Stütze, mein Notfallkontakt, sollte draußen warten. Ich bekam Panik und brach sofort in Tränen aus, erklärte meine Situation. Theoretisch gibt es dafür ein Merkzeichen auf dem Behindertenausweis. Leider habe ich das nicht, denn ich brauche ja nicht ständig eine Begleitperson. Erst nachdem ich meinte, ich könnte in meiner momentanen seelischen Verfassung auf dem Weg zur richtigen Tür derart dissoziieren, dass ich gar nicht erst dort ankäme, durfte er mich zumindest hoch bis zum Eingang des Kassenärztlichen Notfalldienstes begleiten. Dort aber käme er nicht weiter. Also stand ich heulend vor der Freisprechanlage und beantwortete die mir mittlerweile schon sehr bekannten Fragen: „waren Sie in einem Corona Risikogebiet oder hatten Sie Kontakt zu einer positiv getesteten Person?“ - „Nein“.

Hinter mir ging die Tür zu und ich wartete alleine, aufgewühlt, retraumatisiert von den letzten Wochen im Anmeldebereich. Kurz darauf durfte ich mich als Begrüßung erst einmal anmaulen lassen. Ich war so fertig mit den Nerven, dass ich am liebsten rausgelaufen wäre.

Als ich endlich beim Arzt saß und mein Rezept bekommen sollte, wies ich ihn darauf hin, dass ich von den Zuzahlungen befreit bin. Ich gab ihm einen

Bescheid, der dies bestätigt und erklärt wie das Rezept zu markieren ist.

Wie so oft (egal ob Apotheke oder Arzt) schien das aber nicht ausreichend. Ich sollte erklären, wie es sein kann, dass ich von der Zuzahlung befreit bin. Obwohl meine Diagnosen und der Sachverhalt dick und fett im Bescheid zu lesen waren (was schon unangenehm genug ist) schilderte ich ihm, dass ich aufgrund meiner Posttraumatischen Belastungsstörung Anspruch auf die beschriebenen Leistungen des Opferentschädigungsgesetzes habe und somit auch von allen Zuzahlungen befreit.

Weil auch die Auflistung meiner Diagnosen scheinbar die Neugierde nicht ausreichend stillte, kam (wie so oft) mit einem anzweifelnden Ton die Frage: „wieso haben SIE denn eine Posttraumatische Belastungsstörung?“ hinterher.

Wieso verdammt noch mal muss ich mich immer und überall rechtfertigen? Was tut das überhaupt zur Sache? Ich kann das ganze Thema grad gar nicht gebrauchen... dachte ich.

Da ich es aber gewöhnt bin, an meine Medikamente nur durch Erwähnung meiner Geschichte zu kommen, outete ich mich als Missbrauchsoffer. Damit gab er sich zufrieden.

Ich riss mich zusammen, bis ich schließlich draußen in den Armen meines Freundes zusammenbrach. Das alles nur für ein Rezept. Ich beschloss,

egal wie schlecht es mir auch gehen wird, ich werde nicht noch einmal ins Krankenhaus gehen. Nicht ohne Begleitperson. Und wenn ich daran sterbe. Ich sollte vielleicht dazu sagen, dass ich in den letzten Jahren so einige unschöne Erfahrungen mit Arztpraxen und Kliniken gemacht habe, die ich hier aber nicht aufzählen möchte. Dabei kam es auch zweimal zu sexualisierter Gewalt.

Meine Möglichkeit mich zu schützen wird mir momentan genommen. Eine Begleitperson, die anders als ich, in der Lage ist, deutlich Grenzen zu setzen, Nein zu sagen oder einfach nur dafür sorgt, dass ich mich sicherer fühle, macht es mir möglich, Arztbesuche gut zu überstehen. Durch Corona fühle ich mich nun wieder schutzlos und ausgeliefert. Passend zu diesem Erlebnis, erreichte mich heute ein amtlicher Brief. Nach 8 Jahren Kampf und Ärger mit den verschiedensten Ämtern, habe ich ohne Scheiß schon vor dem Öffnen Panik vor diesen Briefen. Allein am Briefkasten vorbeizugehen, löst Stress bei mir aus. Ich öffne also den Brief und es geht, wer hätte es gedacht, um die Neueinstufung meines GdB. Ja auch das kann ich gerade super gut brauchen.

Ich suche nun seit 1,5 Jahren verzweifelt eine Traumatherapeutin. Eine Heilpraktikerin, bei der ich problemlos einen Platz bekommen würde, will mir das Versorgungsamt nicht zahlen. Aber klar, wenn

es darum geht mir eventuell Leistungen zu verwehren, sind sie hinterher. Auch in Zeiten von Corona. Ich male mir also aus, wie das ausgehen wird. Meine Ärzte werden angeschrieben, die mich und meinen Krankheitsverlauf nach der kurzen Zeit, die ich hier lebe, kaum beurteilen können. Ich werde runtergestuft und muss (mal wieder) in den Widerspruch. Ich werde zu einer Gutachterin müssen (ich habe jetzt schon Angst, dass ich keine Begleitperson mitnehmen darf), die wahrscheinlich null Ahnung von PTBS hat, mir meine bisherigen Diagnosen abspricht und ich lande (mal wieder) vorm Sozialgericht. Ich möchte mich am liebsten aus dem Fenster stürzen, von einem LKW überfahren lassen oder einfach die Augen schließen und erst wieder öffnen, wenn es endlich vorbei ist. Wenn endlich ein Jahr ohne Sozialgericht, Gutachterterminen, neuen traumatischen Erfahrungen, ... in Sicht ist. Wenn ich endlich wieder in den Urlaub fahren kann, um all der Scheiße zumindest für zwei Wochen zu entkommen.

Die nie endende Krise

Anonym

Mein Leben ist schon lange eine Krise. Endlich bin ich damit nicht mehr allein.

Seit vielen Jahren fühle ich mich der Gesellschaft nicht mehr zugehörig.

Weil ich nicht arbeite.

Weil ich das Gefühl habe, das Geld, das man mir monatlich überweist gar nicht zu verdienen.

Weil ich oft nichts mit mir anzufangen weiß, trotz so viel Freizeit. Weil ich mich (durch meine Ängste) in meiner Wohnung isoliert fühle und kaum soziale Kontakte habe.

Weil bei mir Körperkontakt Panik auslösen kann.

Weil sich mein Leben jeden Tag wie eine Krise anfühlt.

Eine nie endende Krise in der ich alleine feststecke, während alle anderen ein normales Leben führen. Und vor allem arbeiten.

Als wäre arbeiten der einzige Lebensinhalt, den wir Menschen haben.

Ich habe oft darüber nachgedacht, wie es wohl

wäre, wenn etwas Großes, Schlimmes passiert. Etwas das alle Menschen betrifft.

Wenn normale Arbeit nichts mehr wert ist und wir alle nur noch versuchen zu überleben.

Ich habe mich jedes Mal dafür geschämt, aber ich war mir sicher, ich würde mich endlich nicht mehr so alleine fühlen.

Ein klein bisschen ist dieser Gedanke nun durch Corona real geworden.

Ich höre viele Aussagen, bei denen ich mir denke „so geht es mir jeden Tag“.

Mein Alltag hat sich durch Corona kaum verändert. Aber ich kann plötzlich mitreden, da sich Gespräche in meinem Umfeld nicht mehr ausschließlich um die Arbeit drehen.

Es entstehen Themen, zu denen ich etwas beitragen kann, Gemeinsamkeiten, die es vorher nicht gab.

Und tatsächlich fühle ich mich den Menschen trotz „Social Distancing“ ein bisschen näher als je zuvor.

Vorwürfe und schlechtes Gewissen

Heide Hepach

Wir waren etwa vier Wochen schon zuhause. Ich bin in Kurzarbeit im Homeoffice, mein Mann in Vollzeit im Homeoffice und unser Sohn ist ohne Kita und anderen Kindern zuhause. Wir fingen langsam an zu spüren, wie schwierig das alles war. Dadurch, dass ich in Kurzarbeit bin, übernehme ich natürlich so 70% bis 80% der Sorgearbeit für unseren Sohn. Mein Mann macht so viel er halt schafft, aber er muss eben auch irgendwie seinen Job schaffen. Ich war und werde auch nie zur reinen Hausfrau geboren sein. Ich spürte also langsam den Druck. Finanziell war es zum Glück aushaltbar, aber ich bin in einer Branche, die mehr als andere unter der ganzen Situation leidet. Seit April haben viele sehr große Firmen der Branche Insolvenz beantragt. Und obendrein bin ich im fünften Monat schwanger und hatte nur ein paar Tage vorher meine Masterarbeit für mein Fernstudium abgegeben. Es war also ein schwieriger Tag. Seit Tagen wollte unser dreijähriger Sohn einfach nichts mehr, was er sonst toll fand. Nicht raus, nicht dieses oder jenes essen, nicht Laufrad fahren, nicht Ball spielen. Nichts. Das Schlimmste aber war und ist die Einsamkeit. Unser sonst fröhliches und kommunikatives Kind litt schrecklich darunter, seine beste Freundin nicht sehen zu können. Also schickten sie sich Sprachnachrichten und kleine Videos über unsere Handys. Genau an diesem Tag

brach er beim Sehen dieser Nachrichten in Tränen aus. An diesem Abend wollte er partout nicht zum Abendbrot kommen. Ich hatte das Essen fertig und musste eigentlich zu einer Telefonkonferenz unseres Kreisvorstands. Aber wie soll ich von meinem Sohn verlangen, mit uns Abendbrot zu essen, wenn ich selbst nicht anwesend bin. Also setzten wir uns und tatsächlich kam unser Sohn dann doch irgendwann. Ich saß wie auf Kohlen und hatte allen Beteiligten gegenüber mal wieder ein schlechtes Gewissen. Meinem Sohn gegenüber, weil ich nicht die nötige Geduld für ihn hatte, meinem Mann gegenüber, weil er dann das Kind mal wieder allein ins Bett bringen würde und dem Vorstand gegenüber, weil ich zu spät kam. Natürlich hatte ich einem Genossen gebeten, Bescheid zu geben. Also bin ich in die Telefonkonferenz ins Schlafzimmer und hängte während dessen Wäsche auf und ab. Dann völlig unvermittelt mussten wir uns von einem Genossen, der noch nicht einmal Vorstandmitglied ist, fragen lassen, ob wir denn überhaupt noch politisch aktiv wären. Das macht der Genosse ab und zu mal. Ich schob den Vorwurf erst einmal weg. Leider fing dann unsere Kreissprecherin an, die gleichen Vorwürfe rauszuholen. Ob wir überhaupt noch aktiv wären, sie wisse das ja gar nicht, ob wir auch nur irgendwas machen würden. Wohlgermerkt in unserem Vorstand sind viele Stu-

dierende, die bis zu diesem Zeitpunkt keine Ahnung hatten, wie ihr nächstes Semester laufen würde, wie sie sich finanzieren sollten, ob sie überhaupt Bafög bekommen würden und solche Dinge. Ich fragte mich, ob ich mich verhöhrt hatte, schrieb meinem Genossen und fragte ihn, ob er das auch so verstanden hatte. Ja, hatte er und war genau so wütend. Wir waren sprachlos über so viel Unverständnis für die Situation anderer Menschen in diesen Wochen.

Ich muss nicht dazu schreiben, dass ich natürlich nach wie vor politisch aktiv bin. Nur weil ich das nicht jedem*r erzähle, heißt es nicht, dass ich nicht in der Woche ca. zwei Telefonkonferenzen habe, die nichts mit meinem Job zu tun haben.

Mein erster Friseur- Besuch

Annegret Gabelin

Ich hatte es besonders gut getroffen: Hatte einen Friseurtermin am 12. März, gehe etwa alle 7 – 8 Wochen, plane also meine Termine recht langfristig. Dann kam eine Einladung zu einer Frauentagfeier in meinem Verein, ich sagte dort zu und verlegte den Termin um eine gute Woche. Die Frauentagfeier wurde schon aus Virus-Gründen abgesagt, der Friseurtermin war natürlich weg. Am 13. März reisten wir zur Radsportwoche nach Mallorca, wo uns am 14. März der spanische „Alarmzustand“ erreichte, was zur vorzeitigen Rückreise führte. Dann gab es den Lockdown bei uns und alle Friseurgeschäfte mussten schließen. Da war ich dann ziemlich blöd dran – als Trägerin einer Kurzhaarfrisur und absolut ungeschickt, selbst Hand anzulegen.

Am 11. Mai war es dann so weit. Schon vor der Wiedereröffnung konnte ich telefonisch einen Termin ergattern. Die Chefin rief sogar zurück, da ich beim ersten Versuch niemanden erreichte. Allerdings war die erste Woche schon komplett ausgebucht. Froh, gleich am Montag der zweiten Woche einen Termin zu erhalten, wurde ich auch gleich gebrieft, was ich zu beachten hatte: Mund- und Nasenschutz dabeihaben, draußen warten, bis der Empfangsraum leer ist und selbst was zu trinken mitbringen. Nun, ich war sehr gespannt, wie das Ganze ablaufen würde – schwer vorstellbar: Friseurin und Kundin mit Maske – wo wir doch

so gerne immer so viel zu erzählen haben. Bestens ausgerüstet erschien ich also zum Termin. Vor dem Laden ein großes Roll-Up mit den Hygieneregeln und den speziellen Anforderungen im Salon. Ich durfte gleich eintreten und wurde von Nicole in Empfang genommen. Schon der Eingangsbereich sah anders aus – keine Zeitschriften, keine Möglichkeit, sitzend zu warten. Die kleine Couch stand – um 90 Grad gedreht – noch da, die eine Hälfte besetzt durch ein riesiges Plüschtier, ich glaub, es war ein Osterhase. Auf der anderen Seite der Couch wurden ggf. Kundinnen “geparkt“, die mit Farbe oder sonstigen Essenzen im Haar eine Weile warten mussten. Im Salon war jeder zweite Frisierplatz schon besetzt – durch Osterhasen und Teddybären. Es sah überhaupt schön bunt aus im Salon – hier kam die schon angeschaffte, aber wegen Schließung nicht eingesetzte Oster-Deko zu ihrem Recht. Meinen Mundschutz sollte ich nicht verwenden. Da Haare färben anstand, bekam ich eine von den Friseurinnen selbst gebastelte Einmal-Maske, damit ich meine nicht beschmutzen musste. Dann überraschte ich meine Nicole, indem ich sagte: „Heute n i c h t wie immer.“ Dieses „wie immer“ ist unser Code, ohne weitere Erklärungen weiß Nicole dann, was zu tun ist und wir können uns über die wichtigen Dinge des Lebens unterhalten. Nun hatte ich Gefallen gefunden am etwas

längeren Haar, zumal es auch gutes Feedback dazu gab: „Dir steht es gut, wenn die Haare etwas länger sind.“ Nachdem alles geklärt war, legten wir los – mit der Farbe. Ich musste dann nicht zum Warten auf die Couch, sondern konnte an Ort und Stelle sitzen bleiben. Ich sah mich um, wer etwas weiter weg von mir „in Behandlung“ war. Da war ein älterer Mann, der nicht unkommentiert die nun obligatorische Haarwäsche über sich ergehen ließ. Er hielt diese ganzen Hygienemaßnahmen für komplett überflüssig. Sehr beeindruckt hat mich die Art, wie die Friseurin versuchte, ihrem Kunden nicht direkt zu widersprechen, sondern ganz vorsichtig zu sagen, dass diese Maßnahmen schon richtig seien, wenn man auf die hohe Zahl der Infizierten und auch Toten vor allem in Italien oder Spanien guckt. Aber auch bei uns hätte es ja viele Leute schwer erwischt. Das Gespräch wurde am Frisierplatz fortgesetzt, da konnte ich beide aber nicht mehr sehen, sondern nur noch hören. Der ältere Herr legte nach und breitete seine Zweifel über die völlig überzogenen Maßnahmen der Regierung aus. Nein, es waren keine Zweifel. Er wusste ja, was alles falsch gemacht wurde und wo das hinführen würde. Von China und Bill Gates war dann auch zu hören. Und seine Friseurin hat ihm nicht einfach zugestimmt und ihm auch nicht nach dem Mund geredet. Sie meinte, so könne sie das nicht

sehen. Die Argumente seinen doch überzeugend und wir könnten froh sein, dass bei uns nicht in so großer Zahl wie in Italien, Spanien oder Frankreich die Menschen gestorben sind. Das spräche doch dafür, dass hier richtig gehandelt wurde. Klar sei das ganz schön schwer, vor allem wenn man kleine Kinder oder Schulkinder zu Hause betreuen muss. Sie sei sehr froh, dass sie wieder arbeiten könne. Sie hätte zwar Kurzarbeitergeld bekommen, doch besser sei, wieder richtig Geld verdienen zu können, auch wenn in einem ganz anderen Maße als bisher Hygiene-Regeln eingehalten werden müssten. Mich hat dieses von mir belauschte Gespräch richtig euphorisch gemacht und ich fand die Friseurin einfach klasse. Überhaupt war im Salon so eine positive, freundliche Stimmung. Als es ans Bezahlen ging, musste ich noch etwas tiefer in die Tasche greifen als zuvor. Nicole versicherte mir aber, dass nur die Kosten für die zusätzlich geforderten und umgesetzten Hygiene-Maßnahmen umgelegt wurden und nicht etwa die Chefin ihren Verlust aus der Schließzeit ausgleichen wolle.

Schwanger- schaft (Stille Geburt)

Anonym

Ich war zwei Wochen in einem Krankenhaus, bevor ich mein Kind gebar. Meine Tochter war erst 21 Wochen bei mir und daher noch nicht lebensfähig. Neben dem Schmerz über den Verlust, muss ich darüber hinaus auch verarbeiten, was mir in den zwei Wochen in der Klinik passiert ist. Vorweg: Natürlich sind Pfleger*innen und Ärzt*innen momentan auch in einer besonderen Weise angespannt, ich habe großen Respekt vor Menschen, die im medizinischen Bereich arbeiten und kämpfen dafür, dass sie bessere Arbeitsbedingungen und Vergütung erhalten.

Krankenhausaufenthalte sind in Zeiten von Corona für niemanden einfach. Ohne eine Pandemie ist eine stationäre Behandlung schon kein Spaß. Entfällt auch noch die Möglichkeit von Besuchen durch Angehörige, um Trost und Ablenkung zu spenden, wird das ganze zur Marter.

Ich wurde mit Blutungen aufgenommen, und es war unklar, ob ich mein Kind behalten werde. Ich war etwa zwölf unerträgliche Tage gefangen in der Isolation und in der Ungewissheit, ob meine Tochter leben darf. Durch musste ich da größtenteils alleine. Durch die Angstzustände, die jedes Mal kamen, wenn es wieder schlechtere Zeichen gab und durch all das medizinische Kauderwelsch, das mir in dieser Angst nicht viel half. Niemand nahm mich in den Arm, sprach mir gut zu oder war

da, um mir die Situation genau zu erklären. Ich war gefangen in einem Alptraum und ich wusste nicht, wann er endet und wie das Ende aussehen soll. Die Anrufe und Pakete, die ich von Freunden und Familie erhielt, halfen mir sehr, aber die meisten waren überfordert damit, die richtigen Worte zu finden und retteten sich in Floskeln und positive Mantras. Ich wollte sie nicht mit meinen Ängsten belästigen und daher stimmte ich in den Chor ein. Ich fühlte mich so furchtbar alleine, die einzige, die wirklich für mich da war, war meine ungeborene Tochter. Sie war da und machte, dass ich stark blieb und die Hoffnung nicht verlor... bis ich sie verlor. Wir lernen als Frauen, dass wir für unsere Familie und besonders für unsere Kinder alles tun würden, das ist unser Job als gute Mutter. Ich habe diesen Job versucht auszufüllen, nun bin ich ohne Aufgabe. Ich hatte die ganze Zeit die Verantwortung für mein Kind und mich und ich habe versagt. ICH habe meinen Job nicht gemacht, es war ja niemand anderes da. Wir sind gewohnt, mit Care-Arbeit und Mental Load allein gelassen zu werden. Aber diese Belastung kann selbst die stärkste von uns nicht alleine tragen. Die Ärzt*innen, die zwei Minuten pro Tag im Zimmer waren oder die Schwestern, die gestresst versuchten, einen abzuwickeln, konnten nicht auffangen, was ein Mensch in dieser Situation gebraucht hätte. Mein Partner war da, wo er konn-

te, an der Glastür, durch die wir uns kurz sehen durften, brachte Sachen für mich zum Pförtner und regelte zu Hause alles. Er hatte seine eigene Belastung. Er durfte nicht bei seinem Kind und mir sein, konnte nichts tun, diese Hilflosigkeit schmerzt ihn ebenso sehr wie mich meine Schuldgefühle. Jede Minute frage ich mich, was ich falsch gemacht habe. Was meinen Körper dazu gebracht hat, mein Kind nicht weiterzutragen. Das schlimmste, was passieren kann, ist, dass einem diese Gedanken bestätigt werden. Der Arzt bei der (stillen) Geburt tat dies. Er sagte mir, dass ich mich hätte gar nicht bewegen dürfen (12 Tage lang), dass ich nicht weinen soll (dann bewegt sich der Bauch) und war genervt von meinen verängstigten Nachfragen. Der schlimmste Abschluss, den dieser Alptraum haben konnte. Es impliziert: Nur ich habe die Verantwortung, nur ich habe etwas falsch gemacht, ich trage allein die Schuld. Ein Gefühl, das ich aus so vielen anderen Situationen als Frau kenne. Und trotzdem wirkt es: Ich fühle mich schuldig.

Krisenzeit in einem system- relevanten Bereich

Conny S K

Ich arbeite in einem Krankenhaus in der Verwaltung und als Personalrätin. Als Corona anfang, bei uns als Pandemie bezeichnet zu werden, war ich noch arbeitsunfähig aufgrund einer posttraumatischen Belastungsstörung, da ich 12 Wochen in einem Fachkrankenhaus erste Schritte lernen durfte, damit umzugehen. Ich bin entlassen worden, bevor die Kontakteinschränkungs- und Sicherheitsmaßnahmen angeordnet wurden (1,5 Meter Abstand und MNS*). In der Wiedereingliederungszeit sah es anfangs noch so aus, als müsste ich schneller als gedacht wieder voll einsteigen, da meine Kolleg*innen im Personalrat angeboten hatten, bei Bedarf wieder in die Pflege zurückzukehren. Das ist bis heute nicht notwendig geworden, und ich bin auch sehr froh darüber. Dennoch fühle ich mich oft nicht so richtig wohl- der Mund- Nasen- Schutz muss im Klinikum im ganzen Gelände getragen werden und darf nur an einem Alleinarbeitsplatz abgenommen werden, Sitzungen finden mit großem Abstand statt und immer unter Tragen der Maske (ich habe wirklich nichts an den Ohren- aber das Verstehen ist schon arg eingeschränkt unter so ner Maske). Sich nicht wie üblich begrüßen zu können, Freund*innen nicht in den Arm nehmen zu können, was mir immer schon besonders gut getan hat, fehlt mir sehr. Zum Glück habe ich einen Schatz zu Hause, der mich dafür viel häufiger in den Arm

nimmt und ich weiß das zu schätzen, wohlweisend, dass es viele Menschen gibt, denen auch diese Möglichkeit verwehrt ist. Ansonsten ist die Erwerbsarbeit nicht weniger geworden, jedoch die freien Abende und Wochenenden waren auf einmal viel mehr vorhanden. Das habe ich sogar genossen und darüber nachgedacht, wieviel davon ich zukünftig weiterhin frei halten kann und möchte. Webinare, Öffnung der Fitnessstudios und Videokonferenzen nehmen ja inzwischen auch wieder Zeit in Anspruch. Ich bin sehr froh, dass durch die Lockerungen Kaffee trinken und Eis essen mit den Kindern und Enkeln im Freien wieder möglich ist und genieße auch das sehr. Vom Beifallklatschen ist inzwischen nichts mehr zu hören, geschweige denn, dass sich im Gesundheitswesen tatsächlich etwas verändern würde.

*Mund Nasen Schutz

Corona Geschichte - Zoom oder nicht Zoom

Nina Eumann

Während der Corona Pandemie wurde häufig auf die Möglichkeit des Zoomens zurückgegriffen. War es anfänglich noch eine gute Möglichkeit, sich politisch zu vernetzen, Veranstaltungen durchzuführen, so wurde es nach ein paar Wochen doch auch nicht mehr so oft genutzt, vor allem die Teilnehmenden von Zoom-Veranstaltungen wurden zunehmend weniger.

Allerdings war es auch privat fast die einzige Möglichkeit, sich zu sehen und miteinander face-to-face reden zu können. Wir Freundinnen und Genossinnen haben das Zoomen genutzt, anfänglich war es sonderbar, war es doch kein Ersatz für ein echtes Treffen, aber die alte Vertrautheit stellte sich recht fix auch so ein.

Allerdings gab es bei Politik-Anlässen nach einigen Wochen immer öfter die Gefahr eines Angriffs von außen. Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber ich habe den Eindruck, dass die Angriffe auch vorzugsweise bei feministischen Zoom-Veranstaltungen stattfanden. Ich habe eine erlebt. Der Landesverband NRW hat zu einer Zoom-Veranstaltung eingeladen mit dem Thema Feminismus im 21. Jahrhundert. Als Referentinnen waren Conni

Möhring und ich eingeladen. Es waren nicht allzu viele Teilnehmende dabei, die Diskussion war fruchtbar und interessant. Ich zeigte eine Präsentation, um die Gruppe der „Systemrelevanten“ zu beschreiben. Bei meiner letzten Folie, ich hatte ja meinen Bildschirm freigegeben, schrieb plötzlich wie mit einer Kinderhand jemand den Satz: Kill Women über meine Präsentation. Ich konnte das zunächst nicht erkennen, erst als beide Worte dort standen, war klar, dass es sich um einen Angriff handelt. Die Präsentation ist dann sofort geschlossen worden und wir haben die entsprechende Person aus dem Zoom-Raum entfernt. Wir machten weiter mit der Veranstaltung.

Womit ich nie gerechnet hätte: mir ging es nicht gut. Alpträume in der Nacht, und ich hatte noch tagelang das Gefühl, dass der Angreifer ganz nah sei, in meinem Wohnzimmer. Brauchen wir einen Umgang damit? Müssen wir die Vorfälle sammeln und uns darauf vorbereiten? Ist euch sowas oder so ähnlich auch passiert?

